

Bialobrzeski-Foto von Bushaltestelle in Ebergötzen, 2011

PETER BIALOBRZESKI / HARTMANN BOOKS

Ausstellungen

Heimat als Schicksal

Wo das sein könnte, Heimat, das ist für viele gar nicht mehr so einfach zu beantworten in ihrem digitalisierten, globalisierten, dauermobilen Leben. Aber wie Heimat auszusehen hätte, im Idealfall, das glauben die meisten dann doch zu wissen: heimelig. Heimat ist schön, und Heimat ist idyllisch. Mal ist sie grün: der deutsche Wald; mal blau: die spiegelglatte Ostsee, der Rhein; oft ist sie gefühlt schon immer da: die Reetdächer im Norden, die Zwiebeltürme der Kirchen im Süden, die Fachwerkhäuser in Westfalen. Heimat in diesem Sinne ist Klischee, eine Postkartensehnsucht. Dass ein Ort nicht schön sein muss, um sich dort zu Hause zu fühlen, dass es im Gegenteil oft die gewöhnlichen Orte sind, an denen wir das tun – das zeigt eine Ausstellung des Fotografen Peter Bialobrzeski, die am 8. September im Haus der Photographie der Hamburger Deichtorhallen beginnt. **Die zweite Heimat** heißt sie, begleitet von einem gleichnamigen Bildband (Hartmann Books; 154 Seiten; 45 Euro). Bialobrzeski ist fünf Jahre lang durch Deutschland gereist und hat auffallend unauffällige Szenerien festgehalten: eine Bushaltestelle und einen Verkehrskreisel, geschlossene Garagentore und halb heruntergelassene Rollläden, eine McDonald's-Filiale, einen Hähnchenimbiss, das Fahrgeschäft auf einer Dorfkirmes. Bialobrzeskis Projekt lehrt, dass es zwei Heimaten gibt: eine gedachte, verklärte, ideale – und eine reale. Heimat als Schicksal. Die Motive sind unspektakulär, und ebendeshalb sind sie uns vertraut; die Farben sind trübe wie ein Eintopf – und ebenso beruhigend. tob

Glosse

Spoiler-Warnung

Die Ängste der „Game of Thrones"-Fans

Es war Sonntagabend kurz vor 23 Uhr in Malibu, als Thomas Gottschalk unwissentlich eine Todsünde beging. Er twitterte: „Mein Sohn hat mir 100-mal erklärt, warum Jon Snow auf einmal Aegon Targaryen ist und mit seiner Tante im Bett liegt, aber ich kapier's nicht." Die Fans waren in Rage. Gottschalk hatte eine zentrale Szene des Saisonfinales der Serie „Game of Thrones" verraten. Er hatte: gespoilert.

Gottschalk, der auch schon mal im Fernsehen eine „Tatort"-Mörderin vorab verraten hat, macht sich offenbar wenig aus einer Obsession, die absurde Züge angenommen hat: die Angst des modernen Menschen vor „Spoilern". Es scheint im Leben eines Serienschauers keine größere Furcht zu geben, als dramatische Wendungen vorab zu erfahren. Deshalb mussten Medien ihre „Game of Thrones"-Kritiken mit sorgfältigen Warnungen versehen: „Achtung! Spoiler!" Und dann verrät Gottschalk trotzdem alles auf Twitter. Die Furcht vor Spielverderberei hat etwas Rührendes, aber auch etwas Neurotisches. Es soll Menschen geben, die tagelang durchs Leben gehen, in der Hoffnung, dass niemand ihnen erzählt, dass der Night King im Finale von „Game of Thrones", auf einem Drachen reitend, die große Eismauer einreißt (huch, Spoiler!).

Das gleicht dem Versuch, durch Berlin zu gehen, ohne in Hundekot zu treten. Er ist nun mal überall. Man kann Spoilern in der heutigen Medienwelt nicht entgehen – sie lauern im Internet und sogar im SPIEGEL. Es gibt im Grunde nur drei Lösungen: alle Folgen sofort zu schauen, Medien und Menschen zu meiden – oder zur Einsicht zu gelangen, dass man sich auch über etwas freuen kann, was man schon weiß. Mathieu von Rohr